Die Schule in Nonnenbach

Von Johann Vossen

Mit den Urkunden und Belegen, die sich im Lauf des Lebens nun einmal bei jedem von uns ansammeln, ist das so eine eigene Sache. Der Eine hortet und sammelt selbst die unscheinbarsten Zettelchen, alles hübsch nach Tag und Datum geordnet, – und fischt bei Bedarf mit kühnem Griff auf Anhieb den richtigen Ordner aus dem Regal. Der Andere nimmt es nicht so genau mit dem lästigen Papierkram. Was nicht unbedingt aktenkundig aufzubewahren ist, wandert bei ihm in die Mülltonne, – und wird mit ziemlicher Sicherheit irgendwann später dringend noch einmal benötigt, ist aber nicht mehr da.

Jahrzehntelang war ich der Ansicht, dass meine Schulzeugnisse nicht mehr existierten, sowohl die aus der Volksschule Nonnenbach, als auch die aus meiner Gymnasiumszeit. Letztere sind tatsächlich bis heute unauffindbar, ausgenommen das Abgangszeugnis aus dem Jahr 1953, das ich ja zur Vorlage bei der Berufswahl benötigte. Die alten Dokumente aus meiner Volksschulzeit sind dagegen überraschend wieder aufgetaucht. Am 29. Juni 2008 starb fast 101-jährig meine Mutter, in ihrem bescheidenen Nachlass fand sich mein Zeugnisheft aus den Volksschuljahren 1941 bis 1948. Das Heft besitzt, analog zu jener Zeit, selbstverständlich einen braunen, mit dem Reichsadler versehenen Umschlag und ist trotz seines Alters in einem tadellosen Zustand. Es war der Anlass zu diesem Beitrag über die Nonnenbacher Schule, wobei ich auszugsweise auch auf den Aufsatz „Erinnerungen an Josef Gottschalk“ in der Nr. 8 meiner Heftreihe „Bei uns an der Oberahr“ zurückgreife.

Ein Zeugnisheft erzählt

Von der Konsistenz her und sogar auch optisch, ist das Zeugnisheft erstaunlich gut erhalten, das Papier freilich ist altersbedingt reichlich vergilbt, ansonsten aber glatt und gut beschreibbar, – wenigstens die deutsche Papierindustrie war damals noch in Ordnung. „Zeugnisse der Deutschen Volksschule“ lautet der Titel, und darunter hat seinerzeit unser Lehrer Josef Gottschalk in seiner besten Feiertags-Schönschrift die Angaben zu meiner Person eingetragen. In den „Mitteilungen an die Eltern“ wird unter anderem darauf hingewiesen, dass jedes Schulkind ein Zeugnisheft unentgeltlich erhielt, dass aber ein eventuell erforderlicher Ersatz Sache der Eltern sei. Im Übrigen blieb das Heft solange Eigentum der Schule, wie das Kind die Einrichtung besuchte. Für mich kam im März 1948 mit Beginn der Osterferien der Abschied von unserem einklassigen Volksschülchen in Nonnenbach.

Zum Schuljahresbeginn im Herbst 1941 geschah mit mir das, was heute der moderne Mensch „Einschulung“ nennt, bei uns daheim hieß das „en de Schull kunn“ (in die Schule kommen). Das Datum weiß ich freilich nicht mehr, der erste Schultag ist mir aber noch ziemlich in Erinnerung. Den Humbug mit Schultüten und großem Trara gab es bei uns nicht, es wurden auch keine Fotos gemacht. Es war Krieg, es gab wenig zu kaufen und die Leute hatten ohnehin kein Geld für derartigen Firlefanz. Vater und Ohm Mattes (mein Onkel Matthias, der Hausherr) waren im Krieg, Mutter musste sich um Haus und Hof kümmern und „Jött“ (Tante) war damals nicht gut zu Fuß. Also nahmen mich meine beiden älteren Schwestern Christel und Ursula bei der Hand und zogen mit mir ab zur Schule, die sie ja auch selber besuchten. Dabei trug ich stolz meinen nagelneuen „Schulltonister“ (Tornister, Schulranzen) auf dem Rücken, ein steinhartes Gebilde aus Lederersatz, das sich später auch als Schlag- und Abwehrwaffe beim „Schülerkampf“ bewährte. Darinnen die recht zerbrechliche Schiefertafel mit dem „Läppchen“ zum Abwischen, und die hölzerne „Griffelbüchse“ mit zwei Schreibgriffeln. Und

natürlich das Pausenbrot, eingewickelt in frisches Pergamentpapier, das nach ein paar Tagen fettig und klebrig war, aber bis zum Geht-nicht-mehr immer wieder verwendet wurde.

Wir waren ganze vier Schulanfänger: Agnes (Aggi) Schnichels aus Nonnenbach, Karl Rütz, sein Vetter Albert Schlemmer und ich aus Schlemmershof. Albert ist leider am 11. Juli 1959 im Alter von nur 24 Jahren durch einen tragischen Unfall ums Leben gekommen, er hatte in Köln das Bäckerhandwerk erlernt. Unsere Schule war einklassig, im Schnitt waren wir knapp 20 Schüler quer durch alle acht Schuljahre, verteilt auf fünf lange fünfsitzige Bänke mit grün lackierter Tischplatte. Die Plätze reichten auch während der Kriegsjahre, als mehrere Familien vor Krieg und Bomben aus der Stadt in unser kleines Dörfchen flüchteten und ihre Kinder bei uns zur Schule gingen.

Aufnahme aus der „Blütezeit der Volksschule Nonnenbach: Lehrer Andreas Königsfeld mit seinen Schützlingen. Im Jahr 1925 besuchten 32 Kinder die Schule, die Zahl wurde danach nie wieder erreicht. Im Jahr 1964 mußte die Schule wegen Schülermangels geschlossen werden.
Foto: Archiv DGKV.

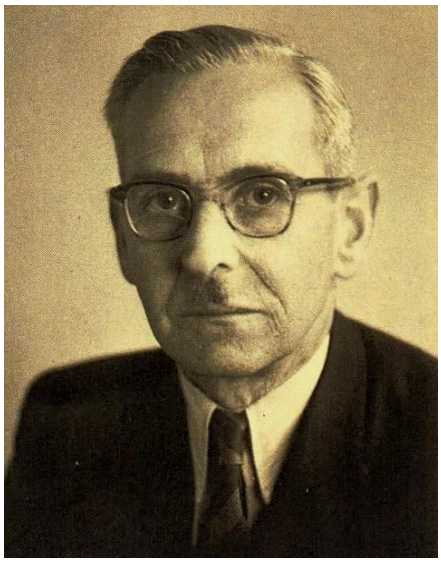
Am ersten Schultag gab es naturgemäß für uns vier „I-Dötzchen“ nur wenig zu tun. Lehrer Gottschalk hielt uns einen schönen Vortrag über die Bedeutung der Schule für unsere Zukunft und unser jetzt erst richtig beginnendes Leben. Wir lauschten ergriffen, während die „Großen“ in den hinteren Bänken grinsten. Wir bekamen unser erstes Lesebuch ausgehändigt, die „Fibel“ mit dem bunten Hahn auf dem Einband, der uns mit seinem „Kikeriki“ den ersten zu lernenden Buchstaben entgegen schmetterte: Das kleine i. Der Lehrer malte uns den Buchstaben fein säuberlich auf der klappbaren großen Schultafel vor, und wir übten auf unserer Schiefertafel intensiv nach: „Auf – ab – auf – Strichelchen drauf.“ Wir lernten im ersten Schuljahr noch die alte deutsche Sütterlinschrift, demgemäß war auch unsere Tafel ausgestattet: Vier Linien für die Sütterlin-Zeile. Die Rückseite der Tafel besaß die obligatorischen „Rechenhäuschen.“ Genau so war auch die große Schultafel ausgelegt. Am ersten Schultag durften wir vorzeitig nach Hause gehen.

Schule im Krieg

Im ersten Schuljahr wurden bei uns lediglich die „Haltung“ und „Leistung“ benotet, und zwar die Leistung pauschal und nicht nach Fächern aufgegliedert. Bei mir hielten sich die Leistungen generell mit „befriedigend“ im Mittelfeld, im Rechnen allerdings stufte mich Lehrer Gottschalk schon früh nach dem ersten Halbjahr 1942 mit dem Zusatzvermerk „im Rechnen gut“ in die vordere Bewertungszone ein, und das blieb auch während meiner gesamten Volksschulzeit unverändert. Rechnen und Deutsch waren meine Lieblingsfächer, und das verdanke ich wohl zum Großteil meiner privaten „Lehrmeisterin,“ unserer „Jött.“ Sie war Mutters Schwester, wurde aber bei uns daheim und darüber hinaus im halben Dorf nur „Jött“ genannt, was soviel wie „Taufpatin“ bedeutet (siehe Beitrag „Erinnerungen an Jött“). Sie beaufsichtigte meine Hausaufgaben, und das war absolut nicht zu meinem Schaden, selbst unser Lehrer Josef Gottschalk schmunzelte gelegentlich bei meinen Aufsätzen: „Da hat dir aber Jött wieder mal kräftig geholfen.“ Bestimmte Ausdrücke wie etwa „derselbe“ oder „ebenda“ waren unverkennbare Anzeichen für die „Mitarbeit“ unserer Jött, in unserem Schul-Sprachschatz

gab es diese „altmodischen“ Begriffe schon gar nicht mehr. Jött muss in ihrer Kinderzeit eine gute Volksschülerin gewesen sein, ihre Vorliebe für die deutsche Sprache hat sich offensichtlich auf den Neffen übertragen.

Selbstverständlich wussten auch wir Kinder, dass Krieg war, auch wenn wir uns nicht allzu viel unter diesem Begriff vorzustellen vermochten, weil wir von der Politik nichts verstanden. Immerhin hatten wir ja auch beim Westfeldzug 1939/40 die deutsche „Einquartierung“ über uns ergehen lassen müssen. Das war aber für uns nicht der Krieg, wie wir ihn uns vorstellten. Vom direkten Kriegsgeschehen blieb unser kleines Dörfchen weitgehend verschont



Josef Gottschalk war von 1934 bis 1950 Lehrer in Nonnenbach, er hat mir Lesen, Schreiben und Rechnen beigebracht. Er hat es hervorragend verstanden, nach der kriegsbedingten zweijährigen Schulunterbrechung die verlorenen Schuljahre mit dem neu begonnenen Unterricht zu kompensieren.
Foto: Hildegard Gottschalk-Klaßen

Als in 1939 die Kreuze aus den Schulen entfernt wurden, war ich noch nicht schulpflichtig und hatte keine Ahnung von dem, was da geschehen war. „Die Schule wurde ihres konfessionellen Charakters entkleidet,“ umschrieb seinerzeit Lehrer Josef Lejeune in Blankenheimerdorf in der Schulchronik recht „vorsichtig,“ aber elegant das Geschehen, das nicht nur bei den „Eifeler Bauern“ Entrüstung hervorrief.

Diese „Entkleidung“ hatte ich also nicht mitbekommen, bei mir hing vom ersten Schultag an das Konterfei des „Führers“ über dem Lehrerpult, wir mussten ihm zum Unterrichtsbeginn den „Deutschen Gruß“ erweisen, das kannten wir nicht anders. Um so mehr staunten und erschraken wir, als bei der Wiederaufnahme des Unterrichts nach der Kriegspause am 01. Oktober 1946, Lehrer Gottschalk die Hände faltete und leise sagte: „Wir wollen beten, Vater unser…“ Ein Gebet zum Unterrichtsbeginn, das hatte es bei uns noch nie gegeben! Über dem Pult hing am gleichen Nagel jetzt ein einfaches Holzkreuz. Der helle Wandfleck markierte noch sehr deutlich die Stelle, an der zuvor das Bild hing. Die Geschichte hat mich lange Zeit ziemlich beschäftigt. Erstmalig gab es nach dem Krieg für uns das Unterrichtsfach „Religion,“ das von den „Braunen“ abgeschafft worden war. In 1948 wurden noch unsere alten Zeugnishefte verwendet, in denen für „Reli“ kein Platz vorgesehen war. In meinem letzten Volksschulzeugnis vom 2. März 1948 hat also Lehrer Gottschalk handschriftlich „Religion“ nachgetragen und mir darin sogar eine „Zwei“ verpasst.

Zu den Pflichten der Schule zählte das Sammeln und Trocknen von Heilkräutern, oft genug bestand unsere Hausaufgabe aus einer bestimmten Menge Heilkraut, Schafgarbe beispielsweise, Spitzwegerich, Johanniskraut, Gänseblümchen oder Birkenblätter. Oft zogen wir auch mit dem Lehrer in Feld und Wald und ernteten Roten Fingerhut oder Vogelbeeren. Kein Dachboden im Dorf, auf dem nicht eine Ecke zum Trocknen der Heilkräuter reserviert gewesen wäre, vom Schulspeicher ganz zu schweigen. Den Roten Fingerhut dörrten wir auf der Balkendecke in einer Feldscheune außerhalb des Ortes.

Pflichtaufgabe für die Schulen war auch das Einsammeln von Kartoffelkäfern. Während der Kriegsjahre traten die Schädlinge in Massen auf, die Propaganda behauptete, Feindflieger würden die Käfer über Deutschland abwerfen, um die Ernte zu schädigen und das Volk zu

zermürben. Jedenfalls erklärte die „braune“ Regierung den gelb-schwarz gestreiften Schädling zum „Volksfeind Nr. 1,“ und da es nicht genügend Bekämpfungsmittel gab, wurden die Schulen zum Einsammeln von Hand verpflichtet. Wir zogen also mit unserem Lehrer in langer Reihe durch die „Jromperestöcker“ (Kartoffelfelder) und pflückten von den Sträuchern alles ab, was schwarz-gelb oder rot und hässlich (die Larven) war. Die „Ernte“ kam in eine Konservendose mit etwas Petroleum oder Dieselöl und wurde abschließend verbrannt. Als ich im August 1945 von einer solchen Käferaktion nach Hause kam, war Vater da, er war in Bitterfeld (Sachsen-Anhalt) vor der russischen Besatzung geflüchtet und in monatelangem Marsch zu Fuß bis heim in die Eifel gepilgert.

Im September 1943 wurde Lehrer Gottschalk zum Wehrdienst eingezogen, wir Nonnenbacher Kinder mussten nach Blankenheimerdorf zur Schule. Täglich sieben Kilometer Fußmarsch (hin und zurück), bei jedem Wetter und bei feindlichen Flugzeugen am Himmel, die manchmal sogar sinnlos auf Kinder schossen. Es ging unterdessen alles gut. Wir Vier, die wir das dritte Volksschuljahr antraten, kamen in die Obhut von Lehrerin Maria Dreimüller, die im „Dörf“ die „Unterklasse“ führte. Die Lehrerin konnte recht „krabitzich“ werden und verstand auch die Handhabung des „Lehr- und Erziehungsstabs.“ Mit diesem Instrument fegte sie einmal im Verlauf einer „Belehrung“ ihre kleine Uhr vom Pult herunter. Die Uhr war zwar nicht kaputt, der „Belehrte“ hat aber die Prozedur vermutlich noch lange im Gedächtnis behalten.

Andreas Königsfeld war von 1919 bis 1934 Lehrer in Nonnenbach, unter ihm entstand eine beachtliche Vereinstätigkeit. Foto: Archiv Hejo Mies

Unsere Dörfer Schulzeit dauerte ein Jahr, Anfang September 1944 wurde auch im „Dorf“ die Schule wegen der ständigen Fliegergefahr geschlossen. Für uns Kinder kamen jetzt zwei ganze schulfreie Jahre, – eigentlich ja eine herrliche Zeit, die aber zwei verlorene normale Schuljahre bedeutete und damit gar nicht so vorteilhaft war. So hatten beispielsweise wir vier I-Dötzchen aus 1941 mit vollendetem drittem Schuljahr die zwangsläufige Unterbrechung angetreten, als dann am 01. Oktober 1946 unsere Schule in Nonnenbach wieder eröffnet wurde, begannen wir altersbedingt mit dem sechsten Schuljahr. Lehrer Gottschalk hatte es gewiss nicht leicht, unseren ziemlich „verwilderten“ Wissensstand wieder auf Vordermann zu bringen und sogar zwei verlorene Schuljahre nachzuholen. Es ist im aber recht gut gelungen.

Andreas Königsfeld

Nonnenbach besaß nur 45 Jahre lang eine eigene Schule: Am 01. Dezember 1919 wurde sie gegründet und ab dem 31. März 1964 für immer geschlossen. Das Schulgebäude ist längst verkauft und in Privatbesitz. Bis 1919 mussten die Nonnenbacher Kinder während der Sommermonate die Schule in Ripsdorf besuchen. Das war ein beschwerlicher Fußmarsch über den Stromberg und an der Ripsdorfer Mühle vorbei buchstäblich „über Berg und Tal.“ Im Winter kam an bestimmten Tagen ein Lehrer nach Nonnenbach und erteilte in einem Privathaus Schulunterricht. Diese Schulsituation haben beispielsweise meine Mutter und ihre Geschwister noch mit erlebt. Heute, im Jahr 2016, erscheint sie uns zwar absolut unmöglich, aber auch damals haben die Kinder ganz passabel Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt.

Die Nonnenbacher hatten sich seit Jahrzehnten immer wieder um eine eigene Schule bemüht, kamen aber wegen der miserablen Finanzlage der Gemeinde Ripsdorf nie zum Zug. Erst 1919 fanden sie Gehör, möglicherweise wegen der relativ hohen Schulkinderzahl. Immerhin besuchten 34 Kinder den Unterricht, darunter auch die Schulpflichtigen aus Schlemmershof, obwohl sie regulär zu Blankenheimerdorf gehörten. „De Nonnebaach“ war damals ein sehr „fruchtbares“ Dorf mit beachtlichem Kinderreichtum: In unserem Nachbarhaus gab es beispielsweise 10 Familiensprösslinge, bei uns selber waren es vier und beim zweiten Nachbarn drei. Und 1964, nur 45 Jahre später, musste die Nonnenbacher Schule wegen Schülermangel geschlossen werden: Für das nächste Schuljahr kamen nur noch fünf Kinder in Frage!

Der erste Nonnenbacher Lehrer hieß Andreas Königsfeld, er war Junglehrer und trat hier seine erste Stelle an. Während seiner fast fünfzehnjährigen Dienstzeit hat der junge Lehrer Beachtliches in Nonnenbach auf die Beine gestellt. Er musste zwar zunächst ebenfalls mit einem „Klassenraum“ im Privathaus von Peter Schwarz vorlieb nehmen und musste wegen der großen Schülerzahl und der räumlichen Enge zwei Unterrichtsgruppen einführen. Im Jahr 1924 wurde aber nun endlich mit dem Bau der neuen Schule begonnen, in der am 28. Oktober 1925 zum ersten Mal Unterricht stattfand. Lehrer Andreas Königsfeld war glücklich: Jetzt gab es richtige Schulbänke, die Kinder mussten nicht mehr auf Stühlen hocken, die Schiefertafel auf den Knien, mit krummem Rücken das Diktat schreibend…

Um 1930 machte der Nonnenbacher Theaterverein von sich reden. So mußte unter anderem „Der Freischütz“ wegen starker Nachfrage aus der näheren Umgebung wiederholt aufgeführt werden. Foto: Archiv privat

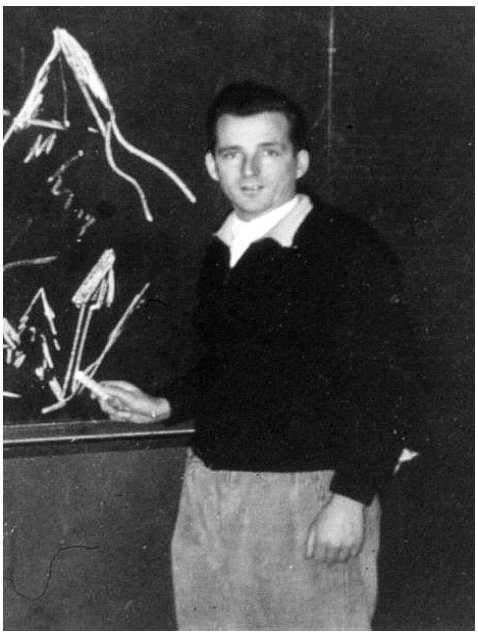
Unter Andreas Königsfeld blühte die kleine Ortschaft zusehends auf, unter seiner Führung entwickelten die knapp 100 Dorfbewohner eine beachtliche Vereinstätigkeit. Da gab es unter anderem den sehr regsamen Gesangverein, dem im Jahr 1925 sage und schreibe 32 aktive Mitglieder angehörten. Es gab den Turn- und Sportverein und in 1932 sogar den vom Lehrer gegründeten Obstanbauverein. Und schließlich gab es den Theaterverein, dem das halbe Dorf angehörte und der um 1930 von sich reden machte. Die Laienspieler führten nicht nur Märchenstücke wie beispielsweise „Das tapfere Schneiderlein“ auf, sie wagten sich auch an Klassiker. „Der Freischütz“ war einer davon, die Freiluftdarbietung musste wegen starker Nachfrage aus der näheren Umgebung mehrere Male aufgeführt werden. Mit der Versetzung des Lehrers erlosch sehr bald auch die Vereinstätigkeit in Nonnenbach.

Josef Gottschalk

Andreas Königsfeld wurde am 25. März 1934 in Nonnenbach verabschiedet, er trat eine neue Stelle in Stolberg an. Sein Nachfolger war Josef Gottschalk, gebürtig aus Baasem, der am 01. April 1934 seinen Dienst begann, und der auch mir Lesen, Schreiben und Rechnen beigebracht hat. Die Nonnenbacher nannten ihn allgemein nur „Jottschalek,“ für uns Kinder war er „dr Liehrer“ (der Lehrer). Das Schulgebäude steht ausgangs der Ortschaft in Richtung Salchenbusch, das Gelände hier heißt ortsüblich „om Schenkelche,“ Lehrer Gottschalk wurde hinter der Hand auch „Schenkelches Jüpp“ genannt. Er war ein etwas hagerer Mann und trug

ein kleines Oberlippen-Schnäuzerchen. Das war damals in der braunen Zeit sehr in Mode, weil es dem „allerhöchsten Vorbild“ entsprach.

Unser Lehrer konnte ganz passabel Geige spielen. Zu besonderen Anlässen, beispielsweise in der Weihnachtszeit, brachte er seine Geige mit in den Musikunterricht, der bei uns allerdings fast ausschließlich aus Gesang bestand und im Stundenplan auch als „Singen“ aufgeführt war. Im Zeugnis freilich wurde die Leistung in „Musik“ bewertet. Musiknoten schreiben oder lesen haben wir bei Lehrer Gottschalk unterdessen nur ansatzweise gelernt, als ich in der „Quinta“ in Steinfeld erstmals mit Noten konfrontiert wurde, stand ich „fies auf dem Schlauch“ im Vergleich zu meinen Klassenkameraden, ich wusste ja kaum, wie eine „Tonleiter“ aussah.



Heinz Bausch war der vierte und letzte Lehrer in Nonnenbach, die einklassige Volksschule hatte nur 45 Jahre Bestand und wurde 1964 für immer geschlossen. Heinz Bausch trat seinen Schuldienst in 1952 an und wurde mit der Schließung an die Schule in Schöneseiffen versetzt. Foto: Heinz Bausch

Glaubt man den Behauptungen unserer heutigen Pädagogik-Asse, so waren wir damals bildungsmäßig „weit hinter dem Mond“ angesiedelt. Dennoch: Wir kannten zwar keinen Taschenrechner (und brauchten ihn auch nicht), konnten dafür aber das kleine und große „Einmaleins“ auswendig, wir kannten uns in den vier Grundrechnungsarten aus und fürchteten auch keine Bruch- oder Prozentrechnung. Fragt man heute den Vierzehnjährigen nach dem Ergebnis von „acht mal neunzehn,“ so muss der Taschenrechner her. Eine Horrorvision: Es gibt ganz plötzlich keinen elektrischen Strom und keine Batterien mehr, und einer muss beispielsweise 791 durch 7 teilen, – da sieht der aber ziemlich alt aus! Wir lernten damals bei der bildlichen Darstellung etwa einer Subtraktion: „Drei von Eins geht nicht, muss ich mir einen leihen“ – und werden heute mitleidig belächelt. Die Methode funktioniert aber nach wie vor, und zwar ganz ohne elektronische Rechenhilfe. Margit Lejeune, die Tochter des Lehrers aus Blankenheimerdorf, hat es irgendwann einmal auf den Punkt gebracht: „Mathematik kannten wir nicht, aber wir konnten rechnen.“ Das besagt alles und noch mehr.

Die „Naturkunde“ war bei uns ein ziemlich wichtiges und auch bei uns Schülern beliebtes Fach, das in zwei Lehr-Kategorien eingeteilt war: Die eigentliche Naturkunde, die wir heute als „Biologie“ bezeichnen, und die „Naturlehre,“ heute eher zeitgemäß „Physik“ genannt. Biologisches Anschauungsmaterial gab es rund um unsere Schule in Hülle und Fülle, in der Physik kamen wir unterdessen kaum über den Hebel, die Schiefe Ebene und den Flaschenzug hinaus, – es gab ja auch bei uns kein Unterrichtsmaterial. Einmal wurden wir sogar mit der Geologie konfrontiert, ohne zu wissen, was genau das eigentlich war. Da hatte sich nämlich der Schulrat zur Visitation angesagt, unser sechstes Schuljahr hatte zu diesem Anlass einen Aufsatz über „Meine Beobachtungen an der neuen Straßenböschung“ zu schreiben. Nahe der Schule war gerade der spätere „Steinfeldweg“ in Angriff genommen worden, an der Böschung im Einschnitt waren die Erdschichten gut sichtbar. Lehrer Gottschalk ließ uns den Aufsatz x-mal im Voraus schreiben, bis er seinen Vorstellungen entsprach. Wir wurden dann auch vom Schulrat entsprechend gelobt.

Das Unterrichtsfach „Heimatkunde“ war in der Deutschen Volksschule eine Selbstverständlichkeit quer durch alle acht Schuljahre hindurch. Unser Lehr,- Lern- und Lesebuch hierfür war bei Josef Gottschalk das „Heimatbuch des Kreises Schleiden,“ verfasst von Paul Klinkhammer und herausgegeben im Jahr 1928. Mein Buchexemplar wurde bereits im Unterricht bei Andreas Königsfeld benutzt, wie ein Schülervermerk erkennen lässt. Ich besitze es noch und lese gelegentlich auch noch darin, obwohl es arg ramponiert ist und zum Teil nur noch aus losen Blättern besteht. Vollständig ist es aber noch. Eine gebrauchte, aber unbeschädigte Ausgabe wird übrigens im Internet für sage und schreibe 265,- Euro angeboten. Die braune Zeit damals war nicht unbedingt eine der besten, mit dem Unterrichtsfach „Heimatkunde“ hat sie unterdessen auch einmal etwas sehr Vernünftiges geschaffen.

Ein weiteres Schulfach war „Zeichnen und Werken,“ das zu meinem Erstaunen später auf dem Gymnasium unter den Begriff „Kunst“ fiel. Hier kam ich selten über ein „befriedigend“ hinaus. Gegenstände und zum Teil auch Pflanzen konnte ich einigermaßen naturgetreu zu Papier bringen, meine Menschen und Tiere jedoch schienen eher der utopischen Phantasiewelt entlaufen zu sein. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Unser „Werken“ bestand in aller Regel aus dem Stapeln von Brennholz im kleinen Schuppen abseits des Schulgebäudes. Schule und Lehrerwohnung wurden üblicherweise mit Holz geheizt, mitten im Klassenzimmer stand an der Wand der riesige Kanonenofen. Für die Mädchen gab es das Fach „Handarbeit“ in Gestalt besonderer Stunden außerhalb der Schulzeit. Unsere Jött hat nach dem Krieg eine Zeit lang „Handarbeitsunterricht“ erteilt.

Erinnerung an schöne Nonnenbach-Schultage: Heinz Bausch mit seinen Schützlingen. Für ihren Lehrer ging die Rasselbande durchs Feuer.
Foto: Heinz Bausch

Damals war der Lehrer im Dorf eine wichtige Person, erst recht in unserem kleinen Ort. Er gehörte zu den Dorfhonoratioren, wie auch der Pastor oder der „Schandarm.“ Die gab es aber bei uns nicht, und so war der Lehrer die Hauptperson im Ort. Er ging in jedem Haus ein und aus, kannte die häuslichen Verhältnisse und wurde in schwierigen Situationen oft um Rat und Hilfe gefragt. Josef Gottschalk spielte unter anderem gerne Skat, es gab im Dorf so etwas wie einen Skatklub, dem neben dem Lehrer, einige Männer aus dem Ort angehörten, unter anderem auch Ohm Mattes. In unserem kleinen Dorf gab es keine Kneipe, also wurde reihum abends in den Wohnhäusern Skat gedroschen. Ich weiß noch: Unsere kleine Stube war beim Skatabend geradezu vernebelt vom Tabakrauch. Wir Kinder wurden dann zu Bett geschickt, denn die Gespräche der Männer waren nicht für unsere Ohren bestimmt und vom Skat verstanden wir ohnehin nichts.

Lehrer Gottschalk besaß ein Fahrrad, wenn er uns auf der Straße begegnete, mussten wir ihm den Deutschen Gruß entrichten. Das taten wir nicht so besonders gern, wenn wir ihn also früh genug kommen sahen, gingen wir schleunigst „stiften.“ In jener braunen Zeit konnte es sich ein Pädagoge nicht leisten, Distanz zur „Regierungsfarbe“ zu wahren. Unser Lehrer war also äußerlich auch braun gefärbt, ob er es aber auch aus Überzeugung war, vermag ich nicht zu sagen. Immerhin hatte er damals unter anderem die „Volksgasmasken“ an die Leute auszugeben, – stinkende Gummifetzen, die Gott sei Dank nie zum Einsatz kamen. Er musste auf höchsten Befehl die Rundfunkgeräte im Dorf registrieren und meinte bei uns daheim vielsa-

gend: „Aha, ein Emud.“ Der „Emud“ war ein verbesserter Volksempfänger, mit dem man ganz passabel „Radio London“ abhören konnte. Beim Lehrer mussten wir auch die Flugblätter abgeben, die immer wieder einmal von Feindfliegern abgeworfen wurden und massenhaft im Gelände herum lagen. Ich fand einmal auf der „Kau“ (Flurname) einen ganzen Packen Flugblätter, dessen Verschnürung sich nicht gelöst hatte. Dafür wurde ich vom Lehrer extra gelobt. Beim Lehrer mussten die Bauern auch die Trommeln der Zentrifuge und die Drehflügel vom Butterfass abgeben: Butter für den Eigenbedarf herstellen, das war verboten. Nach dem Krieg holten sich die Leute als Erstes ihre Buttergeräte wieder vom Schulspeicher.

Auch der Schulgarten braucht Dünger. Der Nonnenbacher Lehrer bei seiner Freizeitbeschäftigung.
Foto: Heinz Bausch

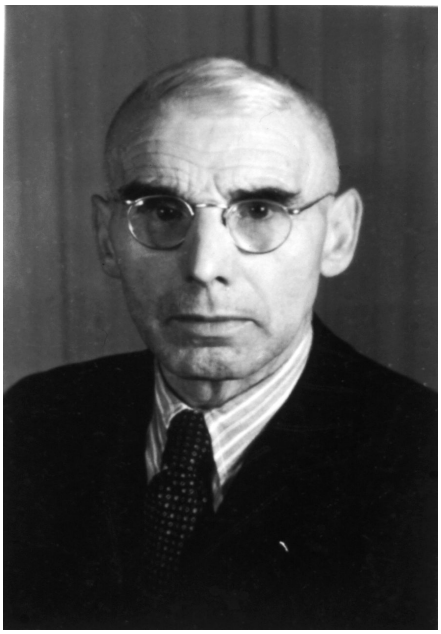
Mit seinen harten und knochigen Fingern konnte Josef Gottschalk empfindliche „Kopfnüsse“ verteilen und Ohrläppchen malträtieren. Dabei machte er keinerlei Unterschied zwischen Mädchen und Jungen. Trotzdem war er meines Erachtens nicht zu den „Prügellehrern“ zu zählen, wie manche seiner Kollegen. Er hat beispielsweise nie mit dem Stock auf die Handfläche geschlagen. Diese „Erziehungsmethode“ lernten wir Nonnenbacher erst in Blankenheimerdorf kennen. Ein einziges Mal hat mich Josef Gottschalk fürchterlich verdroschen. Wir hatten, unserer drei, auf dem Schulhof „Mist gemacht,“ waren vom Lehrer beobachtet und in der Pause einzeln verhört worden, und erhielten anschließend vor versammelter Mannschaft, sozusagen als abschreckendes Beispiel, die Prügel unseres Lebens. Heute würde der Lehrer dafür eingesperrt, unsere Eltern kommentierten damals nach Rücksprache im Schulhaus: „Dat hattste och verdeent“ (Das hattest du auch verdient) und nur knapp entkam ich einer elterlichen „Nachbehandlung.“ Geschadet hat uns die Aktion nicht, im Gegenteil: Wir waren kuriert, und das lädierte Hinterteil war nach zwei oder drei Tagen peinvollen Sitzens wieder vergessen.

„Jottschalek“ konnte andererseits auch sehr human handeln. Bedingt durch die mangelhafte Ernährung im Krieg, waren bei uns Kindern Furunkel und Geschwüre an der Tagesordnung. Meist traten diese walnussgroßen schmerzhaften Eiterbeulen im Nacken und am Hinterkopf auf, und meistens brachen sie ausgerechnet während des Schulunterrichts auf. Wenn es bei mir mal wieder feucht im Nacken wurde und ich verstohlen mit dem Taschentuch hantierte, meinte der Lehrer: „Ist er aufgegangen? Lauf heim und lass es dir von Jött sauber machen.“

Es gab bei uns in Nonnenbach einen Karnevalsbrauch: Am Weiberdonnerstag „überfielen“ zwei vermummte Gestalten so gegen 10 Uhr unser Klassenzimmer, scheuchten uns Kinder hinaus, verabreichten dem protestierenden Lehrer ein paar Hiebe mit der „Papierpritsch“ und ließen sich anschließend ein Schnäpschen einschenken. Wir „Pänz“ hatten vorzeitig Unterrichtsschluss und konnten heim gehen. Zu Hausaufgaben war der Lehrer in der allgemeinen Aufregung gar nicht gekommen. Die Vermummten, das waren stets zwei Frauen aus dem Dorf, auf ihr Erscheinen hatten wir längst gewartet und auch der Lehrer hatte des Öfteren nach der Schultür geäugt.

Morgens kam das Postauto aus Blankenheim und belieferte die Poststelle im Haus Manstein. Kaum hatte der Wagen auf der Rückfahrt unser Schulhaus passiert, da meinte auch schon Lehrer Gottschalk: „Johannes, geh mal die Post holen.“ Das ging bei uns reihum, täglich war

einer von uns Schülern Schulbriefträger. Ein niedriges Fenster zur Straße hin war unser Postschalter, „Krengs Zillche“ (die Frau Manstein) hatte „de Poss für dr Liehrer“ schon bereit gelegt, wir brauchten nicht ins Haus zu gehen. Den Begriff „Postgeheimnis“ kannten wir damals kaum dem Namen nach und niemand kümmerte sich darum.



August Jung war nur zwei Jahre als Lehrer in Nonnenbach tätig. Er war ein großer Musikfreund und trat 1952 in den Ruhestand. Foto: Archiv Hejo Mies

Ein letztes Erlebnis aus meiner Volksschulzeit: Es war im Sommer 1947, große Pause bei uns auf dem Schulhof, auf dem übrigens drei schöne Apfelbäume und „de Turnstang“ (ein ortsfestes Reck) standen. Urplötzlich gab es eine gewaltige Explosion, hinter den Häusern stieg Rauch auf. Später stellte sich heraus: Am Waldorfer Weg, in Sichtweite meines Elternhauses, war eine Kuh auf eine T-Mine geraten und zerfetzt worden. Privatleute hatten zuvor dort laienhaft etliche Minen geräumt, der behördliche Räumdienst förderte nach dem Unglück noch haufenweise weitere Minen zu Tage. Die wurden an Ort und Stelle gesprengt, auf diese Explosionen waren wir unterdessen vorbereitet.

Jung und Bausch

Lehrer Josef Gottschalk wurde im Frühjahr 1950 an eine Schule im Kreis Düren versetzt. Sein Nachfolger war der 63-jährige Hauptlehrer August Jung. Er war nur knapp zwei Jahre in Nonnenbach tätig, im März 1952 wurde er in den Ruhestand versetzt. Über seine Arbeit bei uns konnte ich wenig in Erfahrung bringen, er ist offensichtlich nicht groß in Erscheinung getreten, was natürlich keinesfalls seine beruflichen Leistungen in Frage stellt. Als er nach Nonnenbach kam, war Lehrer Jung bereits im Pensionsalter, er wurde mir als angenehmer, ruhiger älterer Herr geschildert, der ein großer Musikfreund war und häufig zusammen mit seinen Schülern den Gesang gepflegt hat. Sein Nachfolger war Heinz Bausch, der am 01. April in Nonnenbach seinen Dienst antrat. Er war der vierte und letzte Lehrer unserer kleinen Volksschule, die zum 31. März 1964 endgültig geschlossen wurde: Fünf Kinder waren zu wenig für die Weiterführung der Schule im neuen Schuljahr. Die Nonnenbacher Kinder mussten ab da zur Schule nach Blankenheim, Lehrer Bausch wurde nach Schöneseiffen in der Gemeinde Hellenthal versetzt.

Im Verlauf seiner zwölf Nonnenbach-Jahre hatte sich Heinz Bausch hervorragend „akklimatisiert“ und erfreute sich bei Schülern und Eltern großer Beliebtheit. Noch heute erinnern sich die Wenigen, die ihn noch als Lehrer erlebt haben, – es ist immerhin schon mehr als 50 Jahre her, dass er von Nonnenbach fort zog – gerne an „dr Bausch,“ den sie als einen der Ihren akzeptiert und geschätzt hatten. Herr Bausch hat seinerzeit eine kleine private Photosammlung erstellt, die einen bemerkenswerten Einblick in seine Arbeit als Lehrer und auch Privatmann im kleinen Eifeldorf vermittelt.